

für die kirchlich Verantwortlichen wie für die Theologie vor allem Anlaß zur kritischen Selbstprüfung sein. Es kann gerade nicht darum gehen, im Gegensatz zum genannten Trend nun die Fahne wortwörtlicher Rechtgläubigkeit und „Vollständigkeit“ des katholischen Glaubensguts hochzuhalten, neue Verstehens- und Deutungsansätze (wie etwa die von Drewermann gebrauchten) vorschnell oder pauschal zu verwerfen oder die Sehnsucht vieler Menschen nach einer therapeutischen Auslegung des Glaubens zu denunzieren. Wohl aber braucht es einen neuen und mutigen Anlauf dazu, die Grundelemente des christlichen Glaubens so auszusagen und zu verkünden, daß sie als lebbares und hilfreiches Angebot sichtbar werden, gleichzeitig aber die Identität des Christlichen und damit auch die zwar begrenzte, aber unverzichtbare Funktion von Lehre gegen alle Arten von Nivellierung und problematischer Integration zu verteidigen. Hier liegt die eigentliche Herausforderung. *ru*

Ökumenisch?

Eine Zürcher Initiative für eine kirchliche Doppelmitgliedschaft

Von den Schweizerinnen sagt man, daß sie zwar vergleichsweise spät aufgewacht seien, aber nun, da sie es sind, ihre Interessen besonders entschlossen und eifrig vertreten. Das war vor einigen Monaten zu erleben, als zwischen Chur und Neuenburg, Brig und Schaffhausen fast alles stillstand, weil viele Schweizerinnen dies demonstrationshalber so wollten.

Ähnlich „unbefangen“ und „froh“ – wie es einige von ihnen nennen – möchte eine Zürcher ökumenische Frauengruppe die kirchlich eingefahrenen Plausibilitäten durcheinanderwirbeln mit einer „Initiative“, die den Mitgliedern der evangelischen und der katholischen Landeskirchen des Kantons Zürich die Möglichkeit eröffnen soll, sowohl in der einen als auch in der anderen Kirche Mitglied zu werden, also eine *Doppelmitgliedschaft* zu

ermöglichen (vgl. Reformiertes Forum, 6. 9. 91). Die Konfessionen schlossen sich heute nicht mehr gegenseitig aus, argumentieren die Initiantinnen. Die Unterschiede zwischen den Konfessionen würden auch von der Mehrheit der Kirchenmitglieder nur noch in Nebensächlichkeiten gesehen.

Auch wenn das Anliegen zunächst nicht typisch schweizerisch anmutet, so ist es doch der ganze Vorgang in verschiedener Hinsicht. Staatskirchenrechtlich verankerte kantonale Landeskirchen, deren Mitglieder ein Initiativrecht besitzen, gibt es nur in der Eidgenossenschaft. Schon das Initiativrecht als solches verrät die Nähe zu direkt-demokratischen staatlichen Strukturen, wie sie den Schweizer Bürgern in Fleisch und Blut übergegangen sind. Schweizerisch ist daran aber auch, daß – der Vorstoß zur Abschaffung der Schweizer Armee ist noch in guter Erinnerung – Initiativen und Referenden auch dann lanciert werden, wenn von vornherein absehbar ist, daß man damit rein rechnerisch unterliegen wird. So dürfte die Zürcher Ökumene-Initiative schon im wesentlichen ihr Ziel erreicht haben, wenn es ihr gelingen sollte, auf ihr Anliegen aufmerksam zu machen – aber durchaus in der Hoffnung, damit auf lange Sicht eben doch auch etwas zu verändern.

Das Lebensgefühl, aus dem heraus diese Initiative entstanden ist, gibt es allerdings nicht nur im Kanton Zürich und nicht nur in der Schweiz. Daß wir in weithin *konfessionell gemischten Verhältnissen* leben, ist eine Tatsache. Die konfessionellen Milieus haben, regional und örtlich zwar unterschiedlich stark, aber insgesamt eben doch deutlich an Prägekraft eingebüßt. Die Fronten bei wichtigen theologischen und gesellschaftlichen Meinungsverschiedenheiten laufen vielfach quer zu den konfessionellen und kirchlichen Grenzziehungen. „Sind Sie Protestant?“ „Sind Sie Katholik?“ – auf Fragen wie diese erhält man häufig zur Antwort: „Ja, nein, ich bin Christ“. Die klassischen Unterscheidungslinien in Theologie und Glaubenspraxis gelten auch unter

Kirchgängern oft als nur mehr verständlich für Eingeweihte, für Theologen und Kirchenleitungen. Im Alltag der Kirchen spielen, so meinen viele, konfessionelle Grenzziehungen andererseits dagegen eine immer noch zu große Rolle.

Vor diesem Hintergrund nimmt sich die Forderung nach der Ermöglichung einer Doppelmitgliedschaft geradezu konsequent aus. Die kirchlich-konfessionelle Situation wird von vielen als bereits so gemischt erfahren, daß die Mitgliedschaft in *einer* Kirche geradezu als defizitär, wenn nicht latent unökumenisch erscheint.

Trotzdem: Theologisch macht eine Doppelmitgliedschaft keinen Sinn, denn die Mitgliedschaft in einer Kirche beinhaltet als solche bereits die Fülle dessen, was es heißt, Glied der Gemeinschaft der Glaubenden zu sein. Dem Leben in gemischt-konfessionellen Verhältnissen fügt eine doppelte Mitgliedschaft an ökumenischen Perspektiven und Möglichkeiten im Grunde nichts hinzu, was nicht auch ohne sie bereits vorhanden ist oder zumindest sein könnte. Diese Argumentation wird diejenigen, die eine Doppelmitgliedschaft favorisieren, nicht überzeugen. Sie bestärkt sie vielmehr in ihrer Annahme, wie sehr sich Theologie und Ökumene vom Lebensgefühl breiter Schichten faktisch entfernt haben.

Mancher, der diese Initiative aus dem genannten theologischen Grund ablehnt, wird ihr möglicherweise dennoch – auch hierin schweizerischen Gepflogenheiten folgend – seine Unterschrift und vielleicht sogar seine Stimme geben, nur aus dem Wunsch heraus, eine Auseinandersetzung über ökumenischen Fragen anzuregen. Ökumene läßt sich zwar nicht an den Kirchen vorbei bewerkstelligen; die Verwurzelung in der einen Kirche schließt die Bereicherung durch Traditionen und Erfahrungen der anderen gerade nicht aus, sondern ein. So sicher sich die Kirchen mit dieser Begründung jedoch auch sein dürfen – sie müssen mehr denn je auch dafür sorgen, daß die Menschen sie verstehen. *nt*